

Eine unglaubliche Geschichte.

Sie heisst "Literaturgeschichte", also etwa "Geschichte der Buchstabenmenge". Sie beginnt vor etwa 3.500 Jahren, und gegenwärtig droht sie zu enden. Es eilt daher, sie zu erzählen, denn nach ihrem Ende kann überhaupt nichts mehr erzählt werden, auch sie selbst nicht. Nachher, wenn es mit den Buchstaben aus ist, kann nur noch geschildert oder aufgezählt werden. Aber mit dem Erzählen der Literaturgeschichte ist es eine eigenartige Sache: die Erzählung ist selbst eine Buchstabenmenge, ist selbst Teil der Literaturgeschichte. Die Erzählung vom Ende der Literaturgeschichte ist ein den eigenen Körper fressendes Schwänzchen. Das Gegenstück zu Uroboros, der schwanzfressenden Schlange. Und das sieht etwa so aus:

Vor drei einhalb Jahrtausenden machten einige Leute an einem östlichen Mittelmeerstrand den folgenden Vorschlag: von jetzt ab mögen einige Schriftzeichen, die bisher Wörter bedeutet haben, den Anfangslaut dieser Wörter bedeuten. Zum Beispiel soll das Zeichen für das Wort "aleph" (Stier) von jetzt ab den semitischen Laut "a", und das Zeichen für das Wort "beth" (Haus) von jetzt ab den Laut "b" bedeuten. Dieser Vorschlag wurde seitens einer Gruppe von Kaufleuten und Priestern angenommen. Die derart konventionierten Schriftzeichen heissen seitdem "Buchstaben", und die Leute, die diese Zeichen prozessieren heissen "litterati" oder "hommes de lettres". Man hat sich in der sogenannten okzidentalen Kultur auf nur 26 Buchstaben geeinigt. Das ist eine eher bescheidene Menge, und es sieht auf den ersten Blick so aus, als ob an so einer kleinen Menge nicht viel zu prozessieren wäre. Aber Buchstaben sind Typen, nicht Charaktere, und das bedeutet, dass von jedem der 26 Buchstaben zahllose Kopien hergestellt werden können. Es gibt zwar nur 26 Typen von Buchstaben, aber die Gegend wimmelt von Stereotypen dieser Prototypen. Allerdings sind nicht alle Buchstaben gleichermassen über die Gegend verstreut: überall gibt es zahlreiche "e" und "a", aber die "x" und "w" sind stellenweise Seltenheiten. Man kann das Berechnen der Häufigkeit der Buchstaben eigen "quantifizierende Literaturkritik" nennen.

So aber wurde bis vor kurzem Literatur nicht gemacht: dank wahlloser Buchstabenstreuung. Sondern man manipulierte die Buchstabenmenge nach Regeln. Die Absicht dabei war, Laute gesprochener Sprachen sichtbar zu machen, aus dem Auditiven ins Visuelle zu transkodieren. Das war eine etwas verdrehte Absicht, denn dadurch wurde zwischen den Schreibenden und das Geschriebene eine gesprochene Sprache geschoben, und der Schreibende sah sich gezwungen, durch diese Sprache hindurch zu schreiben. Allerdings bot dies den Vorteil, Gesprochenes festhalten zu können. (Man bedenke, dass damals noch keine Schallplatten und magnetische Bänder erfunden waren.) Nur stellte sich heraus, dass dank diesem Drücken des Schreibenden durch die Sprache hindurch in Richtung Zeichen die Sprache verändert wurde. Sie wurde zu Schriftsprache, und das wiederum durchkreuzte die ursprüngliche Absicht. Dennoch: man manipulierte die Buchstaben nicht regellos, sondern man befolgte Sprachregeln, woraus zusätzliche Schriftregeln entstanden. Das Resultat einer solchen Buchstabenmanipulation heisst "Texte", also etwa "Buchstabengewebe".

Zu Beginn der Literaturgeschichte gab es nur einige wenige Texte. Die Quellen der Literatur sind schwächlich, und die daraus quillenden Rinn-  
sale spärlich. Im Verlauf der Geschichte vermehrten sich die Texte auf ver-  
schiedene einander gegenseitig verstärkende Methoden. Ein jeder Text konnte  
mehrere neue erzeugen, die derart erzeugten Texte konnten einander und andere  
befruchten und sich mit ihnen kreuzen, Texte konnten sich teilen und die Teile  
konnten sowohl ein eigenes Leben führen als auch sich mit anderen Texten verbind-  
en, und sich geteilt habende Texte konnten in andere einverleibt werden um dann  
wieder auszubrechen. Dieses Gewirr aus Buchstabengeweben wuchs lawinenartig  
an, und begann, sich in alle Richtungen des Raums zu verbreiten. Es wuchs in  
die Breite nach allen Seiten, weil es verschiedene Sprachen ansichtig machte,  
diese Sprachen mit einander vermengte, um sie dann wieder auseinanderzufalten.  
Es wuchs in einem anderen Sinn in die Breite, weil es alle erdenklichen Gebiete  
des Denkens und Lebens, eins nach dem anderen, zu Buchstaben verschlüsseln konn-  
te. Es wuchs in die Höhe, weil es zu immer raffinierteren, verfeinerten und  
elitären Artikulationen des Denkens, Fühlens und Entscheidens vordringen konn-  
te. Und es wuchs in die Tiefe, weil es dank Buchdruck und allgemeiner Schulpflic-  
ig immer tiefere Schichten der Bevölkerung drang, und dadurch immer vulgärer  
und demagogischer wurde. Die lawinenartige Springflut der Buchstabenmengen  
begann, vor allem in Form von Drucksachen, immer weitere Flächen aller Konti-  
nente zu überschwemmen, sie verschlang Papier und entholzte daher die Wälder,  
und kein Winkel des öffentlichen oder des Privatraums ist nunmehr vor  
ihr sicher. Ein ununterbrochener Strom von Spermien strömt aus den männlichen  
in die weiblichen Geschlechtsorgane der Menschheit, um dort künftige Herstel-  
ler, Speicherer und Konsumenten von Buchstabenmengen zu zeugen. Milliarden  
von Menschen sind in Trillionen von Buchstaben gebadet und drohn, darin zu  
ertrinken.

Damit ist jedoch die über uns hereingebrochene Buchstabenkatastrophe  
noch nicht gewürdigt worden. Die sich wirr vermehrenden, einander kreuzenden  
und einander überlagernden Texte sind nämlich mit unzähligen klebrigen Fäden  
ausgestattet. Diese Fäden halten die einzelnen Buchstaben innerhalb der Texte  
vielschichtig zusammen. Zum Beispiel auf der Ebene der Grammatik, der Seman-  
tik, des sprachlichen Rhythmus, oder der Zeilen- und Seitengestaltung. Texte  
sind eng gewobene Buchstabenmengen. Aber die klebrigen Fäden halten auch ver-  
schiedene Texte auf zahlreichen Ebenen zusammen: bewusste, geahnte und ungeahnte  
Verbindungen bestehen zwischen weit auseinander liegenden Texten, und dies  
sowohl auf der Ebene der Wörter, der Bedeutung, der rhythmischen Schwingung oder  
des Stiles. Die Klebrigkeit der Literatur ist dafür verantwortlich, dass wir un-  
fähig geworden sind, einen eigenen Gedanken zu fassen. Sobald in uns ein Ge-  
danke auftaucht, müssen wir entsetzt feststellen, dass er aus einem oder eini-  
gen Texten aufgetaucht ist, und dass ihn tausende unentwirrbare Fäden mit ande-  
ren Texten verbinden, von denen die meisten nicht einmal in unserem eigenen Ge-  
dächtnis gelagert wurden. Wir müssen entsetzt feststellen, dass wir in den

Texten verfangen sind wie Fliegen in Spinnweben, und dass wir vergeblich strampeln, wenn wir uns davon zu befreien versuchen.

Nicht so, als ob diese Buchstabenflut keine Hindernisse in ihrem Weg vorgefunden hätte. Zu Beginn der Literaturgeschichte mussten die Texte die Bilder besiegen, die bis dahin wichtige Träger der kulturellen Informationen gewesen waren. Später, in der Renaissance, begann sich zu zeigen, dass Zahlen besser als Buchstaben naturwissenschaftliche Erkenntnisse formulieren können, und die Zahlen begannen daher, den alphanumerischen Code zu verlassen, und die Buchstaben blieben als unwissenschaftlicher Code liegen. Im 19. Jahrhundert wurden technische Bilder wie Fotos, Filme, Fernsehen und numerisch generierte Computerbilder erfunden, und diese übernahmen die meisten Rollen, die bisher von den Buchstaben eingenommen waren. Ausserdem erfand man Methoden, Töne gesprochener Sprachen zu speichern, welche die Buchstaben als Ersichtlichmacher von Gesprächen überflüssig machten. Und einer gegenwärtigen Kulturkritik erscheint die Lage als folgende Szene: die gigantische Buchstabenflut fliesst unvermindert wie ein Lavastrom weiter, wird aber einerseits durch elitäre Zahlen- und Computercodes und andererseits durch die Bilder der Massenmedien in eine Klemme getrieben, und diese Zange wird die Buchstabenmenge zerknacken. Die Literatur geht aus drei komplementären Gründen unweigerlich ihrem Ende entgegen: weil Buchstaben für wissenschaftliche Erkenntnis nicht adäquat sind, weil sie als Transkodierer von Sprachen nicht mehr funktionell sind, und vor allem, weil der Gigantismus der Literatur die hinter den Buchstaben stehende Absicht vernichtet.

Die Absicht hinter den Texten ist, erworbene Informationen zu speichern und künftigen Generationen zugänglich zu machen. Wer etwa ein Liebesgedicht schreibt, verschlüsselt seine Liebeserfahrung in Buchstaben, damit dieser Text künftigen Generationen als Modell von Liebeserfahrungen diene. In diesem Sinn schreibt man Buchstaben, um unsterblich zu werden. Dieses (zweifelhafte) Ziel ist nur dann erreichbar, wenn es den künftigen möglich ist, diesen Text im Gewirr der Buchstabengewebe wiederzufinden. Das ist angesichts des Literaturgigantismus unmöglich geworden. Der vorliegende Aufsatz zum Beispiel kann nach zwei Jahren kaum noch, und nach zehn Jahren überhaupt nicht mehr wiedergefunden werden. Damit wird die Literatur zu einem absurden Unterfangen. Und um dies zu verhüten, sind verschiedene wissenschaftliche und parawissenschaftliche Disziplinen, die Literaturwissenschaften entstanden. Sie sollen die Buchstabenflut sichten, sich darin orientieren, und den künftigen Generationen erlauben, gewünschte Texte zu finden.

Es gibt zahlreiche Kriterien beim Versuch, die aneinander klebenden Texte zu ordnen. Zum Beispiel nach Sprachen: französische, armenische, deutsche. Oder nach Themen: wissenschaftliche, politische, künstlerische. Oder nach Rhythmus: Prosa und gebundene Sprache. Oder stilistische: klassische, romantische, barocke. Oder nach dem Anfangsbuchstaben der Autoren: A-, B- oder C-texte. Oder chronologische: nach Jahrhunderten, Jahrzehnten, Jahren des Entstehens. Oder formale: nach der Länge des Textes. Da aber die Texte auf verschiedenen Ebenen

aneinanderkleben, müssen all diese zahlreichen Kriterien koordiniert sein. Sie müssen sogenannte "cross references" gestatten. Es muss also dorthin führen, wo wir uns gegenwärtig etwa beim Besuch eines bescheidenen Bücherladens befinden; wir stehen einem geordneten Chaos von Texten gegenüber und müssen wahllos hineingreifen, um überhaupt etwas herausfischen zu können. Dabei ist es durchaus möglich, dass es einen armenischen Prosatext des 13. Jahrhunderts gibt, worin die Information gelagert ist, nach der wir halb bewusst suchen. Nur ist dieser Text unauffindbar, und das besagt, dass er überhaupt nicht da ist. Damit ist die hinter den Buchstaben stehende Absicht (Unsterblichkeit dank Übertragung erworbener Informationen) vernichtet, und die Literaturgeschichte ist an Elefantiasis verendet.

Und jetzt tritt das Unerwartete ein: Hypertexte. Das sind Disketten, die in einen Computer gefüttert werden, um irgend einen Text (gleichgültig welchen) auf dem Computerschirm aufleuchten zu lassen. Das Prinzip des Hypertexte ist die Klebrigkeit der die Buchstabenmengen zusammenhaltenden Fäden. Die im Computerschirm erscheinenden Worte, Sätze und Absätze sind mit verschiedenen Symbolen versehen. Bringt man diese Symbole ins Spiel, dann erscheinen auf dem Schirm andere Texte und Fetzen von Texten. Sie machen ersichtlich, mit welchen Worten, Sätzen und Aussagen die im ursprünglichen Text enthaltenen zusammenkleben. Zum Beispiel: der Titel dieses Aufsatzes lautet: "Eine unglaubliche Geschichte". Hinter dem Wort "eine" kann die gesamte Arithmetik mobilisiert werden und im Schirm erscheinen, hinter dem Wort "unglaubliche" alle Religionsphilosophien, und hinter dem Wort "Geschichte" all die enorme Literatur, die es mit Geschichte und Geschichten zu tun hat. Die derart im Schirm mobilisierten sekundären Texte sind ebenso wie der Primärtext mit Symbolen versehen. Bringt man diese ins Spiel, dann wird die bisher unübersichtliche Buchstabenmenge von tertiären usw. Texten im Bildschirm erscheinen. Das also sind Hypertexte; sie greifen an einer beliebigen Stelle ins Gewebe der Literatur hinein, um von dort aus das ganze Gewebe ins Freie zu ziehen, etwa wie zwei Finger in Spinnweben greifen, um das ganze klebrige Zeug herauszuziehen. Alle Texte sind damit wieder verfügbar geworden.

Ist damit die Literatur vom Tod errettet? Der Computer, in welchen die Diskette hineingefüttert wurde, muss alle Literatur überhaupt in seinem Gedächtnis haben, damit der Hypertext tatsächlich funktioniere. Es ist eine Frage der Kalkulation, ob die bereits hergestellte und noch herzustellende Buchstabenmenge grösser ist als das physikalische Universum, aber jedenfalls müsste das Computergedächtnis sehr gross sein. Selbstredend; man kann sich vorläufig mit relativ kleinen Gedächtnissen begnügen (sagen wir nur eine Million mal grösser als jenes der grössten Bibliothek auf der Welt); und hoffen, dass sich dank Hypertexten das Gedächtnis automatisch vergrössert. Der Scheeballeffekt kann spielen. Dennoch; die ganze Sache ist unglaublich. Warum so ein Aufwand, um das uns gefangen haltende klebrige Zeug zu retten? Und damit hat dieser Aufsatz die Literatur und sich selbst aufgefressen.